



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Land und Stadt; es war die große Kirchenglocke, die vom Turm herab Weihnachten einläutete und Wiederhall in nah und fern fand. Klinglingling! Klinglingling! fiel die kleine Glocke von Borumhof ein und rief zur Festmahlszeit.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Militärische Bedenken. In Deutschland klammert sich der Optimismus immer an den Gedanken, in der entscheidenden Stunde werde die Armee alles gut machen. Ganz gewiß, die Armee wird nicht versagen und ihre Schuldigkeit thun. Ob sie aber unter allen Verhältnissen der Dinge Herr werden kann, ist eine andre Frage. Der Hauptwert einer Armee liegt in ihren Chargen, in der Hauptsache in ihrem Offizierkorps, dann auch in den Unteroffizieren. Das deutsche Offizierkorps ist etwas ganz eigenartiges. Der deutsche Offizier dient nicht um Bezahlung, sondern dient um die Ehre; darum ist es auch erforderlich, alle Verhältnisse des Korps sehr diskret zu behandeln. Die hohe soziale Stellung muß Ersatz bieten für mangelnden materiellen Erwerb. Wird daran gerüttelt, so wird bald der Ersatz für die Offizierkorps fehlen. Die Bezahlung kann keine Eltern verlocken, ihren Sohn Offizier werden zu lassen, denn er bezieht, solange er sich in den subalternen Stellungen befindet, einen Gehalt wie ein gewandter Bedienter. Jede andre Laufbahn bietet in dieser Beziehung ungleich mehr. Anders liegt die Sache bei den Unteroffizieren. Hier ist nur mit Geld zu helfen. Man kann es dem Soldaten nicht verdenken, wenn er sich nach Ablauf seiner Dienstzeit sofort in einer Zivilstellung sein Brot sucht, wo er meist weniger angestrengt zu arbeiten hat und pekuniär viel besser steht. Wirklich tüchtige Leute in den Unteroffizierkorps, ohne die eine Armee ihren Wert nicht behaupten kann, wird man in unsern Zeiten nur haben können, wenn man ihnen bessere Aussichten für die Zukunft gewährt. Es ist daher tief zu beklagen, daß der deutsche Reichstag seiner Zeit die Vorlage wegen der Unteroffiziersprämien so arg beschnitten hat, daß sie ihren Zweck nicht erfüllen kann. Das Material des gemeinen Mannes ist nicht mehr das alte, es ist nicht mehr das, das die Schlachten der Befreiungskriege und der Feldzüge Kaiser Wilhelms I. geschlagen hat. Leute, die in den Kellern der modernen Großstädte in körperlich und geistig ungesunder Atmosphäre aufgewachsen sind, erscheinen von Jahr zu Jahr in immer wachsendem Prozentsatz unter den Rekruten und verdrängen die gesunden und kräftigen Söhne der Bevölkerung des platten Landes. Es sind das freilich Übelstände, mit denen alle modernen Großstaaten rechnen müssen, noch am wenigsten Rußland.

Nächst dem Personal ist Ausbildung und Bewaffnung der wichtigste Faktor in der Armee. Hier nun ohne weiteres der deutschen Armee ein Übergewicht zugestehen zu wollen, wäre nicht unbedenklich. Die Bewaffnung in allen Kulturstaaten steht auf derselben Stufe, in Rußland wird sie es in etwa zwei Jahren sein, und der Dreieubund wird die Rüstungen Rußlands sicherlich nicht hindern. Was

die Ausbildung anlangt, so ist die französische Armee auf einer Höhe, wie sie sie noch nie gehabt hat, in Rußland ersehen andre Eigenschaften des Soldaten, seine Bedürfnislosigkeit, seine Abhärtung gegen Strapazen, Wind und Wetter, das, worin ihm der deutsche Soldat an Ausbildung und höherer geistiger Bildung voraus ist. Ähnlich ist es mit der Führung der Truppen. Man ist in Deutschland so gern bereit, unserer Armee hierin von vornherein ein Übergewicht zuzusprechen. Auch hier ist Vorsicht geboten. Nur der Erfolg entscheidet. Die alten siegreichen Heerführer aus Deutschlands großem Kriege sind nicht mehr. Das neue Geschlecht soll erst beweisen, daß es der Väter wert ist. Wenn auch die Armee mit vollem Vertrauen auf ihre Führer sehen kann, so sehen doch Franzosen und Russen mit der gleichen Zuversicht auf die ihrigen. Erst der blutige Ernst der Schlacht wird entscheiden.

Schließlich ist heute mehr als je entscheidend die Menge. Die Feldzüge und Schlachten der Gegenwart werden mit Massen geschlagen. Und hier liegt der schwache Punkt der deutschen Armee. Jedermann weiß, daß unsre Gegner in Ost und West uns an Zahl weit übertreffen. Die Ursachen, daß dies so gekommen ist, liegen einige Jahre zurück. Es ist müßig, ihnen nachzuspüren. Heute kommt es darauf an, die Thatsache ins Auge zu fassen und damit zu rechnen. Bei den modernen Verkehrsmitteln ist es nicht mehr möglich, die Kriegsvorbereitungen der Staaten in tiefes Geheimnis zu hüllen. Jeder Laie findet das Material, um sich die Stärke der europäischen Heere ungefähr berechnen zu können, wenn er sich die Mühe nimmt. Ebenso, wie es offenkundig ist, daß die deutsche Armee ihren Feinden und zwar jedem ihrer Feinde an Zahl weit nachsteht, ebenso bekannt ist es auch, daß sich dies Mißverhältnis auf alle Teile des Heeres erstreckt. Es ist erforderlich, für die Reserveformationen der Infanterie Kadres zu schaffen, die im Frieden bestehen; diese lassen sich nicht aus der Erde stampfen, die dazu nötigen Chargen wachsen erst allmählich heran, es ist also damit keine Zeit zu verlieren. Ebenso dringend erforderlich ist eine Vermehrung der Feldartillerie. In dieser Waffe ist das Mißverhältnis derart gewachsen, daß die deutsche Armee mindestens achtzig bis hundert Batterien neu aufstellen müßte, um das Versäumte nachzuholen. Die Anzahl der Kavallerieregimenter genügt lange nicht, die russischen Kavalleriemassen abzuhalten, daß sie unsere östlichen Provinzen überschwemmen, um den Aufmarsch der Armeen zu sichern. So fehlt es auf allen Gebieten.

Seit Jahren haben wir gesehen, wie Frankreich und Rußland mit einer angestrengten Thätigkeit und ohne die schwersten und größten Opfer zu scheuen, darauf hinarbeiten, ihre Armeen dem Dreibund überlegen zu machen, Rußlands Heere sind mitten im tiefsten Frieden an den Grenzen aufmarschirt, eine bis dahin unerhörte Thatsache, und wir sehen das alles mit an, ohne daß uns die dringende Gefahr zu energischen Gegenmaßregeln anspornte. Die Budgets für den jetzt zusammengesetzten Reichstag sind fertig. Soviel davon in die Öffentlichkeit gedrungen ist, scheint keinerlei Vermehrung der Armee ins Auge gefaßt zu sein, nicht einmal eine Vermehrung der Chargen. Man will augenscheinlich den Ablauf des Septennats abwarten, bevor hieran gedacht wird. Wenn dies wirklich eintreten sollte, so würde das Septennat die Fessel werden, mit der die Wehrkraft des Vaterlandes gebunden dem Auslande überliefert wird. Das Septennat war als eine Art Kontrakt zwischen Regierung und Parlament gedacht, um die alljährlich sich wiederholenden Debatten über das Militärbudget zu vermeiden, und um Bestand und Ausbildung des Heeres nicht alle Jahre einer wechselnden Reichstagsmehrheit auszuliefern. Aber nun und nimmermehr hat man geglaubt, daß man sich damit gegenseitig binden werde den Feinden des Vaterlandes gegenüber. Heute noch ist es Zeit. Noch hat Rußland seine Bewaffnung nicht fertig, seinen Auf-

marsch noch nicht vollendet, sein Eisenbahnetz noch nicht völlig ausgebaut. Darum ertönten auch ganz plöglich die Friedensschalmeien, als der Chauvinismus nach den Kronstädter Tagen allzuhoch anschwoll. Man mußte in Rußland fürchten, daß der Krieg schon jetzt entbrennen würde, ehe alles fertig war, und man wollte doch nach so langer Arbeit sicher gehen, lieber noch etwas warten, um dann den Erfolg desto sicherer zu haben. Nichts konnte daher unsern Gegnern in jenen Tagen willkommener sein, als die Friedensworte des deutschen Reichskanzlers in Dsna-brück. Noch haben wir Zeit, die nötige Armeevermehrung vorzunehmen, ohne daß uns ein Feind daran hindern kann. In zwei Jahren sieht die Sache ganz anders aus; dann ist auch Rußland vollständig kriegsbereit; wollen wir dann, nach Ablauf des Septennats, den Versuch machen, durch eine Vermehrung der Armee den verlorenen Vorsprung einigermaßen wieder einzuholen, so würden unsere Feinde dies voraussichtlich nicht mehr gestatten. Es würde uns das Ultimatum gestellt werden: Jeder Soldat mehr ist der Krieg. Dann bliebe Deutschland nur die Wahl, sich im Frieden zu fügen und sich unter Rußlands und Frankreichs Machtanspruch zu beugen oder in einen ungleichen Kampf zu ziehen, eine Wahl zwischen Otmüt und Jena. Beides hat Preußen blutend und seufzend an seinem Leibe erfahren, es bedarf weiter keiner Versuche nach dieser Richtung.

Möge das Vaterland sich aufraffen, möge das Volk einsehen lernen, daß mit dem Schluß des Jahrhunderts wieder eine Zeit heraufzieht, die nur durch Blut und Eisen zu regieren ist. Wir stehen an einem Wendepunkte. Die Versäumnisse eines Jahres bringt kein Jahrhundert zurück. Wenn es die Regierung unterläßt, dem Reichstage klar vorzulegen, wie die Sachen stehen, und zu fordern, daß der veraltete Pakt des Septennats zu den Toten geworfen werde, wo er hingehört, und die Armee auf die Stärke gebracht werde, deren sie bedarf, um das Vaterland zu schützen, so findet sich gewiß ein patriotischer Mann oder eine Partei, die aus der Mitte des Reichstages heraus die Frage aufwirft, was werden soll und wo endlich mit diesem Geheul das Ende gedacht ist. Die Opfer sind schwer, aber schwerer werden sie sein, wenn der Feind im Lande ist. Berlin vierundzwanzig Stunden in den Händen der Russen wird unendlich vielmehr kosten, als das größte Militärbudget. Es ist dabei zu bedenken, daß ja dieser Zustand kein dauernder sein kann. Siegt der Dreibund im großen Völkerkampfe, so ist es an ihm, die Verhältnisse Europas zu regeln; wird er geschlagen, so kann man versichert sein, daß dann die Ausgaben für das Heer, das die Feinde Deutschland zu halten erlauben werden, so gering sein werden, daß der wütendste Gegner aller Militärbudgets nichts daran auszu sehen haben wird.

Die Finanzpolitik der Deutschösterreicher. Jeder Deutsche verfolgt gewiß mit wärmster Teilnahme den schweren Kampf, den unsere Stammesgenossen in Osterreich gegen den slavischen Ansturm zu bestehen haben, und wünscht ihnen von Herzen einen besseren Erfolg, als in dem Widerstande gegen das Magyarentum. Das Nationalgefühl zwänge uns, für sie Partei zu ergreifen, wenn wir uns auch nicht sagen müßten, daß sie die Stützen des Friedensbündnisses sind, und daß sie mit für uns in der Bresche stehen. In vielen Fällen, wo wir ihre Haltung nicht verstehen, bescheiden wir uns gern, nicht den genügenden Einblick in die eigentümlichen Verhältnisse des Donauraumes oder in augenblickliche, ihre Politik bestimmende Beziehungen zu haben. Darin kann uns nicht beirren, daß sich die dortige Tagespresse die entsprechende Zurückhaltung Deutschland gegenüber sehr selten auferlegt, und ebensovienig wollen wir den Deutschösterreichern anrechnen, daß ihre Führer den gegenwärtigen Zustand mit verschuldet haben. Immer und überall wird man ja zwischen dem Volk und dessen gewählten oder eigenmächtigen Vertretern

im Parlament und Presse unterscheiden müssen. Es bedarf zumal bei dem Charakter der Deutschen stets eines starken Anstoßes, um die überstimmten Minderheiten und die aus Bescheidenheit oder Trägheit sich unterordnenden zum entschiedenen Ausdruck ihrer Meinung zu bringen. Daher bleibt aber im gewöhnlichen Verlaufe dem Fernstehenden nur übrig, sich sein Urtheil nach Reden, Beschlüssen und Zeitungsartikeln zu bilden. Und eben weil wir mit ganzem Herzen bei der Sache des deutschösterreichischen Volkes stehen, kann uns nicht versagt werden, daß wir in Dingen, für die auch wir Verständniß zu haben glauben, unsere von den gedachten Äußerungen der öffentlichen Meinung abweichende Ansicht auszusprechen.

Der Linken des österreichischen Abgeordnetenhauses ist oft nachgerühmt worden, daß sie sich einsichtiger als unsere Freisinnigen den Gedanken der vom ersten Reichskanzler ins Leben gerufenen sozialpolitischen Reformen zu eigen gemacht habe. Leider that die Parteipresse das Ihrige, um den Verdacht zu erwecken, daß es dabei weniger um die ausgleichende Gerechtigkeit, als um das Stimmungmachen in breiten Volksschichten zu thun sei. Und das hat die Fraction nur zu oft aufs deutlichste zu erkennen gegeben, daß ihr, während sie gegen den großen Grundbesitz gern das Interesse des kleinen Mannes vertritt, die Aufsaugung des unabhängigen Handwerker- und Bauernstandes als ein natürlicher Prozeß erscheint, den sie nicht hemmen könne und auch nicht hemmen wolle. Ebenso stand in grellem Widerspruche mit der oft gehörten Versicherung, sie diene nicht dem Kapitalismus, die Haltung, als sich entscheiden mußte, ob der Staat von seinem sonnenklaren Rechte Gebrauch machen solle, der Nordbahngesellschaft, die hauptsächlich durch die hohen Frachtsätze für schlesische Kohlen reich geworden ist, die Conzession nicht zu erneuern.

An die Klagelieder, die damals die liberale Presse Österreichs über die drohende Vergewaltigung des hilflosen Hauses Rothschild anstimmte, wird man erinnert, da jetzt die Verstaatlichung der Südbahn (Wien-Triest) in Aussicht steht. Der Regierung wird vorgeworfen, sie mißbrauche ihre Macht, um das Erträgniß der Bahn zu verringern. Zwischen den Zeilen ist zu lesen, daß dieser Mißbrauch in der Ausübung der Pflicht der Regierung besteht, darüber zu wachen, daß die Verwaltung die Bahn in gutem, sicherem Stande erhalte, für den nötigen Fahrpark sorge, billige Tarife einführe. Welche Unbarmherzigkeit! Auf diese Weise könnten wohl einige Millionen erspart werden, heißt es, aber „die Milliarden der österreichischen Effekten würden dadurch aufs tiefste berührt.“ Und wenn nicht an den Staatskredit, solle man doch an die — armen Leute denken! „Der Aktionair ist vielleicht ein Greis, welcher durch Sparsamkeit die Noth von der Thür gescheucht hat, oder eine Wittve, welche ganz unschuldig ist an den Verirrungen der Börse!“ So wörtlich zu lesen in der „Neuen freien Presse“ vom 1. November d. J., in dem anerkannten Hauptorgan der „Vereinigten Linken“! Als solches hat erst kürzlich Herr v. Plener, der Parteiführer, diese Zeitung anerkannt, wenn er auch vielleicht gerade wegen dieses in Eisenbahnaktien spekulirenden Greises, (der vermutlich auch auf dem Dache sitzt, wie sein Leipziger Altersgenosse) die Fraction nicht für den ganzen Inhalt des Blattes als verantwortlich gelten lassen wollte. Ein solches Verhältniß kann allerdings recht bequem befunden werden, aber auch recht lästig sein, wie der Ministerpräsident Graf Taaffe wahrscheinlich schon öfter, in neuester Zeit am empfindlichsten erfahren haben muß, als er sich genötigt sah, das Blatt zu verleugnen, daß mit beispielloser Dreistigkeit dem Kaiser Äußerungen in den Mund gelegt hatte, die der Börse Schrecken einjagten und den Wissenden Gelegenheit zum Fischen im Trüben gaben. Ein Minister kann aber immer noch eher fordern, nur für amtliche Kundgebungen verantwortlich gemacht zu werden, wenn er auch unabhängigen Blättern, wo es ihm zweckdienlich erscheint, Nachrichten

zukommen lasse oder von ihnen Gegengefälligkeiten annehme, wogegen der Leser eines Parteiblattes ein Recht hat, zu fragen, an welchem Merkmal er erkennen solle, wann die Parteileitung spricht, und wann die Redaktion auf eigene Faust vorgeht.

An Veranlassungen, die Leser darüber aufzuklären, hat es selten gefehlt. So wurde ein Antrag des Herrn von Plener, den auf der untersten Stufe stehenden Erwerbsteuerepflichtigen eine Erleichterung zu gewähren, wieder mit geringem Geschick angepriesen. Auf die häufigen bitteren Klagen über die Kurzsichtigkeit, Verrohung u. s. w. der großen Massen, die sich von Feinden des Liberalismus, Clericalen, Antisemiten und wie diese Parteien heißen, ködern ließen, folgten die aufdringlichsten Freundschaftsver sicherungen; man würden die unbegüterten Wähler doch erkennen, auf welcher Seite die Herzen für sie schlugen u. s. w. — kurz, die Sprache des geschäftsmäßigen Stimmenfanges, die wir leider auch in Deutschland unaufhörlich intra muros et extra zu hören bekommen. Nichtsdestoweniger traf der Antrag im Abgeordnetenhanse günstige Stimmung. Obgleich sich der Finanzminister Steinbach, der bei jeder Gelegenheit den guten Haushalter bewährt, aus verschiedenen Gründen gegen den Antrag erklärte, vor allem, weil er das mühsam errungene Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht gefährden wolle, daher nicht in eine Verringerung der ersteren ohne Ersatz willigen dürfe, lehnte eine nicht unbeträchtliche Mehrheit die von den Polen verlangte Vertagung des Gegenstandes ab. Der Jubel über diesen Sieg war groß, aber von kurzer Dauer. Am nächsten Tage (25. November) entschied sich das Haus dafür, auch einen Zusatzantrag, der dahin zielt, durch progressive Erhöhung der oberen Erwerbsteuersätze den Ausfall zu decken, ebenfalls in Beratung zu ziehen. Dadurch wurde die Linke in einen Zustand der Gereiztheit versetzt, der schwer zu begreifen ist, wenn man nicht annehmen darf, es seien wichtigere Dinge hinter der Szene vorgegangen. Darauf wird allerdings verschiedentlich angespielt, und offenbar ist die polnische Fraktion, die bereit zu sein schien, mit der Linken eine Kartellmehrheit zu bilden, anderes Sinnes geworden. Aber wie dem auch sei: die Notwendigkeit neuer Einnahmequellen war nicht zu bestreiten, die Vertröstung auf eine Börsensteuer ließ sich kaum ernst nehmen, wenn sie überhaupt ernst gemeint war; denn die großen Schwierigkeiten, die einer gerechten und in erster Linie das Glücksspiel treffenden Besteuerung der Börsengeschäfte entgegenstehen, sind allbekannt, und besondere Vorliebe für die Heranziehung dieser Geschäftszweige kann gerade bei der Linken nach ihrem und ihrer Presse früherem Verhalten, am wenigsten aber nach der Leidenschaftlichkeit vermutet werden, mit der beide den so natürlichen Gedanken aufnahmen, in Ermanglung anderer Auskünfte die größeren Erträgnisse in derselben Kategorie in Anspruch zu nehmen. Die andern Parteien, heißt es, hätten nur der Linken einen Streich spielen wollen. Das ist möglich, man weiß ja, wie häufig in dem Parteitreiben gänzlich vergessen wird, um was es sich eigentlich handelt. Allein um so mehr Grund hätte doch die Linke gehabt, zu zeigen, daß es ihr wirklich und ausschließlich um die Sache, den Schutz der Kleinen, zu thun sei. Aber sogar Herr v. Plener ließ sich von seinem Unmuth verleiten, besonders hervorzuheben, daß ein — ohen! — Antisemit den der Regierung genehmen Zusatzantrag eingebracht habe, und dabei das Ganze als abgekartetes Spiel zu charakterisiren, welcher Anschul digung übrigens sowohl der Minister als der Antragsteller, Herr Pattai, entschieden entgegen trat. Eine solche Polemik sind wir bei Politikern von dem Schlage der Herrn Eugen Richter und Singer gewohnt, aber einem Manne, der auf den Rang eines Staatsmannes Anspruch macht, steht sie nicht schön.

Doch er kam noch besser. Wieder einen Tag später lenkte ein Mitglied der Linken, Herr Newirth, sehr zeitgemäß die Aufmerksamkeit der Regierung auf die

Bedeutung, die die Elektrizität schon heute hat, und in nächster Zukunft in noch viel höherem Grade gewinnen wird. Es war die Rede eines praktischen Finanzpolitikers. Er wies darauf hin, daß die Ströme und Flüsse öffentliches Gut sind, der Staat mithin das unanfechtbare Recht habe, seinen Anteil an dem Ertrage der Ausnutzung der Wasserkraft, die ohne Zweifel bald ungeheuern Umfang annehmen werde, zu verlangen, sei es in Gestalt des Monopols, sei es der Steuer. Da das Licht des Armen, das Petroleum, eine Steuer trage, würde die Besteuerung des elektrischen Lichtes, das jetzt noch einen Luxus bedeute, nur gerecht sein, und die nun mögliche Kraftübertragung werde einen Faktor im Leben abgeben, dessen Einfluß sich heute nur ahnen lasse. Eine vorausblickende Politik werde deshalb nicht warten, bis Ablösungen und Abfindungen nötig würden, wie sie die Einführung des Tabakmonopols in Deutschland unmöglich gemacht haben. Das ist alles so klar, so überzeugend, daß man glauben sollte, in einem Staate, der das Monopol für Tabak und Salz bereits hat und das Lottospiel nicht entbehren kann, müßte die Anregung mit allgemeiner Befriedigung begrüßt werden. Im Gegenteil! Die Presse seiner Partei behandelt den Mann abwechselnd wie einen Schulbuben und wie einen Volksverräter. Die Pflicht des Volksvertreters sei es, das Volk gegen — den Fiskus zu schützen, nicht aber auf ergiebige Einnahmequellen aufmerksam zu machen. Die Fabrikbesitzer unter seiner Wählerschaft, die — lediglich aus Humanität, um das Loos ihrer Arbeiter zu verbessern — elektrische Beleuchtung eingeführt haben, werden dringend eingeladen, ihm ihr Vertrauen zu kündigen. Das alles geschieht keineswegs im Interesse der Spekulation, der wenigstens erst Zeit gelassen werden müßte, den herrenlosen Boden zu bebauen und sich dann entschädigen zu lassen. Weileibe nicht! Ein derartiger schwarzer Verdacht wird mit unnachahmlicher Entrüstung zurückgewiesen. Es ist nur das Erbarmen mit der arbeitenden Bevölkerung, das hier spricht. Es muß also dem Anschein nach befürchtet werden, daß die Humanität der Fabrikbesitzer eine Steuer nicht werde ertragen können!

Darf man sich da wundern, daß, wie eben diese Zeitungen so oft rügen, die untern Volksklassen sich von Demagogen verschiedener Farbe gegen die liberale Partei einnehmen und aufheizen lassen? Daß man ihr Verehrung des goldnen Kalbes zum Vorwurf macht? Die Organe der Partei machen jenen die Arbeit wirklich leicht.

Freiheit oder Knechtschaft? Freie Wissenschaft oder knechtisches Anerkennen des Gegebenen? Fortentwicklung oder Rückschritt? Geist der Gegenwart oder der glücklich überwundenen Vergangenheit? So muß man fragen, wenn man den jüngst gefaßten Beschluß der dritten ordentlichen Generalsynode über die Besetzung der Professuren der evangelischen Theologie liest. Die Generalsynode will das bisherige Recht der Fakultäten schmälern, sie selbst will jetzt eine Stimme haben bei der Besetzung der theologischen Professuren, sie will Bekenntnis und kirchliche Stellung der akademischen Lehrer kontrollieren, der Männer, die berufen sind, die theologische Wissenschaft in freier, unbeschränkter, gewissenhafter Forschung, weiter zu entwickeln. Dogmatische Schranken dürfen aber in keiner Wissenschaft den freien Forscherblick hindern, auch nicht in der theologischen, wenn anders sie eine Wissenschaft sein soll.

Man betont gern, man stehe auf dem Boden der Reformation und wolle ihre Errungenschaften verteidigen gegen Angriffe von außen und innen. Heißt es aber nicht, die Reformation gründlich mißverstehen, wenn man behauptet, was die Reformation zu Tage gefördert habe, gelte für alle Zeit, was sie errungen habe, sei ewigwahr und felsenfest? Die Reformation hat es auszusprechen gewagt, daß

Konzil und Papst nicht unfehlbar seien, daß die Kirche irren könne. Und heute soll die Kirche unfehlbar sein? Heute heißt es: wer anders glaubt, als die Kirche zu glauben erlaubt, wer nicht das Bekenntnis unterschreibt, das die Kirche aufgestellt hat, ist ein Kezer, ist ein Verführer der Jugend! Die arme Jugend! Wollen wir nicht dem staatsgefährlichen, kirchenuntergrabenden freien Forscher den Giftbecher kredenzen, wie einst dem Sokrates, der da neue Götter einführen wollte und die Jugend verführte?

Wahrhaftig, es heißt, die Reformation im Prinzip zu nichte machen, wenn man freie Geistesforschung in der Wissenschaft verbieten will. Das Prinzip der Freiheit, das Hauptprinzip der Reformation, ist hiermit aufgehoben; es herrscht wieder das Prinzip der Unfreiheit wie zur Zeit der heiligen Inquisition. Kehren wir doch zurück zum Katholizismus, zur alleinseligmachenden Kirche, zur Priesterherrschaft, zur toten Dogmenreligion!

Man spricht von Irrlehren. Wo sind sie? Bei den freien Forschern? Hat die Kirche keine Irrlehren? Ist sie unfehlbar? Wird ihr die Wahrheit ewig offenbart? Die evangelische Kirche kann irren, wie sie es von der katholischen Kirche vor und nach der Reformation behauptet. Die Protestanten spotten über die Unfehlbarkeit des Papstes, und die evangelische Kirche glaubt selbst unfehlbar zu sein! Es ist grenzenloser Hochmut, es ist unerträgliche Despotie einer Mehrheit, die ja ganz gut gemeint sein mag, die aber höchst gefährlich ist. Wo Leben, da Freiheit; wo Knechtschaft, da Tod! Irrlehren lassen sich nicht mit äußern Machtmitteln, mit Bann und Interdikt widerlegen, Geist muß Geist überwinden. Das ist evangelisch, das ist reformatorisch.

Wollen wir evangelische Christen sein? Dann müssen wir daran festhalten, daß die Kirche nicht im Besitze der absoluten, für alle Zeiten giltigen Wahrheit ist, daß sie irren kann, geirrt hat, irrt und irren wird, und daß das oberste Prinzip der Reformation das der Freiheit, auch der freien Forschung ist. Soll die evangelische Theologie eine Wissenschaft sein? Dann muß sie frei sein, sie muß entwicklungsfähig sein. Eine abgeschlossene Wissenschaft ist keine Wissenschaft mehr, ist ein ausgebrannter Krater, eine versteinerte Welt; die freie Forschung muß unbehindert sein. Und wollten wir wirklich so hochmütig, so thöricht sein, zu behaupten: wir haben die Wahrheit, sie steht felsfest? Ob wohl Luther geglaubt hat, daß er die absolute Wahrheit gefunden habe, daß, was er zu Tage gefördert hat, nicht mehr verändert, verbessert werden könne?

Ist in der Theologie die freie Forschung verboten oder behindert, so hört die Theologie auf, Wissenschaft zu sein, so unterscheidet sie sich im wesentlichen nicht von der katholischen Theologie, die nur die Aufgabe hat, die Anschauungen mittelalterlicher Kirchenväter den künftigen Priestern einzuprägen, ihnen die heiligen, ewig und allein wahren Lehren des Papstes und der Kirche einzupauken und sie zu warnen vor dem Teufel, dem modernen Forscher und Kezer, so wollen wir Priesterseminare einrichten und unsre künftigen Prediger oder Priester sorgfältig hüten vor jedem frischen Windzug freien Forschens, gesunden geistigen Lebens, vor dem Flammenhauch allseitig bethätigten Geisteswirkens, so wollen wir die dumpfe Kirchenherrschaft des Mittelalters wiederherstellen! So wird die Kluft zwischen Glauben und Wissenschaft künstlich offen gehalten, und ein Konflikt tritt ein für den wahrheitsuchenden Geist, der der Kirche nur Unheil und Verderben bringen kann.

Wird dieser Beschluß der Generalsynode Gesetz, so ist die evangelische Freiheit im Prinzip vernichtet, so herrscht die Knechtung des Geistes wieder, so verneint die evangelische Kirche sich selbst, so wird sie unfähig, in den Kämpfen der Gegenwart ihre Aufgabe zu erfüllen, weil sie ihr eignes Wesen verleugnet. Evangelische Christen, seiet auf der Hut, laßt euch nicht eure Freiheit rauben! Evan-

gelische Theologen, laßt euch nicht zu Knechten der Kirche machen, beansprucht euer Recht, freie Diener des Herrn zu sein!

Universitäten und Gymnasien. Fast an allen Universitäten Deutschlands ist die Zahl der zur philosophischen Fakultät gehörenden Studenten in auffallender Weise gesunken. Viele Professoren haben die Vorlesungen abbestellt, da ihre Kollegien aus Mangel an Teilnehmern nicht zustande gekommen sind. Viele quälen sich vor leeren Bänken ab oder behaupten sich nur mit Mühe vor einer hospitirenden Gesellschaft männlichen und weiblichen Geschlechts. Dieser schnelle Rückgang hat seine Gründe. Seit einiger Zeit haben sich die preussischen Gymnasiallehrer die geheime Losung gegeben, ihre Abiturienten mit allen Mitteln vom philologischen Studium abzubringen; sie wollen den Gymnasiallehrerstand aussterben lassen und die Regierung auf diese Weise zum Nachgeben zwingen. So ist's recht! Durch dieses merkwürdige, aber unzweifelhaft wirksame Verfahren wird die ganze Schulfrage endlich in vernünftige Bahnen gelenkt werden. Denn alle klardenkenden Männer haben schon lange den Krebschaden unsers ganzen Schulwesens darin erkannt, daß es viel zu viel Gymnasiallehrer und viel zu viel Gymnasien in Deutschland giebt. Das Gymnasium, die „Gelehrtenschule“, ist in den letzten Jahrzehnten zur reinen Volksschule für unsern Bürgerstand geworden. Unser Bürger verträgt aber durchaus nicht die sogenannte höhere oder gelehrte Bildung, davon müßte man sich doch nachgerade überzeugen haben. Er kann den gelehrten Bücherkram durchaus nicht verdauen, giebt ihn unter Käsestücken wieder von sich und fühlt sich dabei kreuzunglücklich.

Es ist keine Frage, die Hälfte aller Gymnasien muß in die Luft gesprengt werden, dann erst kann es wieder gesunde Zustände im deutschen Schulwesen geben. Die meisten Gymnasien sind durch gar kein Bedürfnis gefordert, sondern lediglich von schaffenslustigen Räten am Ministertische gegründet worden. Man sehe sich einmal so ein Gymnasium in einer kleinen west- oder ostpreussischen Stadt von 3—4000 Einwohnern an. Was steckt da in den Schulklassen für eine geistig untergeordnete Gesellschaft! Neun Zehntel von allen Jungen haben nicht mehr Intelligenz, als wie zum Torfstechen, Holzstehlen und Hosenverkaufen notwendig ist. Und das alles wird mit Hochdruck durch die verbesserte, von oben herab vorgeschriebene Methode, d. h. durch eine Allerweltschablone für das Universitätsstudium „reif“ gemacht — es ist zum Totlachen.

Wenn diese künstlich reif geknetete Gesellschaft auf der Hochschule traurig abfällt, so ist das doch kein Wunder. Wenn aber auch die begabten und tüchtigen, von der Natur wirklich zu geistiger Arbeit geschaffenen Studenten anfangen, die Vorlesungen soviel wie möglich zu meiden, wie sich das z. B. im philologisch-historischen Fache immer stärker zeigt, so wird die Schuld an diesem Zustande auch wohl enige von unsern Herrn Dozenten treffen. Bekanntlich wird der Universitätslehrer, wenn nicht andre Triebfedern mitspielen, nur auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeiten gewählt. Nur was er schwarz auf weiß vorzulegen vermag, das spricht für ihn. Ob der Mann auch imstande ist, einen genießbaren Vortrag in zusammenhängender Sprache zu halten, ob er über eine klare, anregende Lehrmethode verfügt, ob er die Fähigkeit besitzt, den Zuhörern ein anschauliches Bild von der Art und der Bedeutung der wissenschaftlichen Fragen zu unterwerfen, die er behandelt, ob er versteht, ihnen einen Schatz von neuen Begriffen, nützlichen Winken und fruchtbaren Ideen mitzugeben, darum kümmert sich keine Behörde. Es giebt Dozenten, die das klägliche Talent besitzen, selbst ihre gewissenhaftesten Zuhörer systematisch aus dem Kolleg hinauszugraulen. Man höre sich nur bei gewissen Dozenten einmal ein Kolleg über einen großen Dichter an,

gleichviel ob griechischen, römischen, französischen, englischen oder deutschen. Welch eine entsetzlich geistlose Kärnerarbeit macht sich da oft breit! Monatelang wird den Studenten in geisttötender Weise die gesamte Bibliographie in die Feder diktirt, die man doch für zehn Pfennige drucken lassen könnte. Ist das geschehen, so wird das ausgewählte Werk interpretirt, d. h. in Vokale und Konsonanten zerlegt, eine erstickende Fülle von Lesarten, Konjekturen und Kritiken selbst bei den neuesten Dichtern herbeigeschafft und auf die Form des Werkes so lange losgearbeitet, bis das bischen Geist, das der Student noch darin wittert, vollständig verflogen ist. Mit einer oft komisch wirkenden Scheu geht man dabei allen ästhetischen, moralischen oder philosophischen Fragen aus dem Wege, oft aus purer Unkenntnis und offenbarem Mangel an künstlerischem Urtheil, oft aus Furcht vor dem niederschmetternden Vorwurfe, man verfare nicht mehr streng wissenschaftlich und fange an zu „ästhetisiren.“ Daher auch die wunderliche Erscheinung, daß gerade viele Dozenten der Philologie solche souveräne Verachtung für alle Schönheit der Form nicht allein bei ihren mündlichen, sondern auch bei ihren schriftlichen Darstellungen zur Schau tragen. Je geistloser, trockner und schwerfälliger man ist, desto gediegener glaubt man zu sein. Man frage sich einmal: was nimmt der angehende Gymnasiallehrer aus solchen wissenschaftlichen Vorlesungen für seinen Beruf, für sein Lehramt in der Schule mit? wo soll er die anregenden Gedanken, das gesunde litterarische Urtheil, das ästhetische Verständnis hernehmen, die er doch zu seinem Unterricht notwendig braucht, und von denen er seinen Jungen etwas abgeben soll, wenn er nicht ein elender Drillmeister bleiben will? Gehören solche öde Alexandriner, solche wissenschaftliche Handwerker, die mehr Unheil als Segen stiften, auf den Lehrstuhl einer Universität? Man wende nicht ein, daß es nur die Aufgabe der philologisch-historischen Fakultät sei, die Wissenschaft zu pflegen und nicht Gymnasiallehrer zu erziehen, daß der Gelehrte nicht Lehrer und Erzieher zu sein brauche. Das kann nie und nimmer die Meinung einer verständig denkenden Regierung sein. Wäre das der Fall, so thäte der Staat besser, für die Buchgelehrten ein Stift zu gründen, wo jeder auf Kosten des steuerzahlenden Volkes seinen wissenschaftlichen Sport in aller verdienten Abgeschlossenheit treiben könnte. Verlangt aber der Staat, daß auf der Universität seine höhern Beamten und Lehrer gebildet werden, dann mag er auch die Leute, denen er das Recht giebt, Lehrbefähigungen auszuteilen, daraufhin prüfen, ob sie selber instande sind, zu unterrichten. Es ist eine schöne Sache, daß sich jede Fakultät ihre Mitglieder selbst wählt. Allein diese Freiheit bringt doch auch viele Übelstände und Mißbräuche mit sich. An manchen Universitäten ist dadurch eine unheimliche Gevatter- und Cliquenwirtschaft eingerissen. In gewissen Fächern herrscht im ganzen deutschen Reiche oft nur eine einzige Schule, deren Anhänger durch ein einflußreiches Oberhaupt mit Rücksichtslosigkeit „hochgebracht“ werden. Ja es wird nicht mehr lange dauern, und man wird an gewissen Universitäten das „mosaische“ Glaubensbekenntniß ablegen, zum mindesten eine völlige Gleichgiltigkeit in christlichen Dingen zur Schau tragen müssen, um sich dort noch als Dozent habilitiren zu können. Das ist kein Scherz; fast ein Drittel der medizinischen Fakultäten besteht schon fast aus „jüdischen Mitbürgern“, die sich gegenseitig heben, fördern und treiben. Und auch die philosophischen Fakultäten an unsern christlichen Universitäten, vor allem die Geschichtswissenschaft und die Germanistik (man denke!) die Archäologie und die Kunstwissenschaft haben in den letzten Jahren einen solchen Zuzug von jüdischen Dozenten erhalten, daß das auf jeden unbefangnen Beobachter verblüffend wirken muß. Wir haben in Deutschland neben den evangelischen auch katholische Universitäten, man gründe doch auch jüdische, wenn unter diesen „Mitbürgern“ der Trieb nach der Wissenschaft (oder ist es nur der „kapitalkräftige“ Ehrgeiz?) so unbezähmbar ist.

Seit einigen Jahren ist ein wahrer Schachergeist unter unsre Universitätslehrer gefahren. Man sehe das nur einmal mit an, wie da um hundert Thaler gefeilscht und gehandelt wird, bevor sich der Gewählte bereit erklärt, den neuen Lehrstuhl anzunehmen. Das Geld spielt auch hier die erste Rolle, alle andern Erwägungen kommen erst in zweiter Reihe. Das sind ungesunde Zustände, die unbedingt Abhilfe verlangen.

Hunderte von Broschüren sind in der letzten Zeit über die Schulreform geschrieben worden. Von einer Universitätsreform spricht kein Mensch, und doch ist hier mindestens ebensoviel zu ändern und zu bessern als auf dem Gebiete des Schulwesens.

Die neue Methode des Geschichtsunterrichts, die drei Lehrer am Kadettenkorps in Berlin, K. Stenzler, F. Lindner und H. Landwehr, durch ein „Lehr- und Lesebuch der Geschichte von der Gegenwart bis auf Kaiser Karl den Großen“ in die untern Klassen höherer Lehranstalten einzuführen beabsichtigen,*) hat so allgemeines Stammen erregt, daß es die Verfasser für angemessen gehalten haben, dem Schlußheft ihres Werkes den Versuch einer Rechtfertigung beizufügen. Geglückt ist dieser Versuch nicht. Sie beginnen mit der Erklärung, daß es sich auf der untersten Unterrichtsstufe mehr um Geschichten als um Geschichte handle. Diese Wahrheit wird um so weniger Widerspruch erfahren, als sie längst anerkannt ist und befolgt wird. „Geschichten aus der Geschichte“ haben schon verschiedene Lehrer für denselben Zweck zusammengestellt, und der einst sogenannte „Kleine Bredow,“ eigentlich „Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte,“ löste die Aufgabe, dem angehenden Gymnasiasten eine Vorstelllung von dem Zusammenhange der großen politischen Begebenheiten, die sich in historischer Zeit zugetragen haben, und zugleich von dem Einflusse der Entdeckungen und Erfindungen des Menschengeschlechts zu verschaffen, bereits 1804 in einer für die damalige Zeit vortrefflichen Weise. Bredow brauchte nicht dem Lehrer die sonderbare Zumutung zu machen, er möge „vieles, was in dem Buche angedeutet ist, zunächst unbeachtet lassen,“ wie die Verfasser dieses Lehr- und Lesebuches verlangen, indem sie als Beispiel anführen, daß die Regierungszeiten Friedrich Wilhelms IV. und seines Großvaters überschlagen werden könnten! Wenn der Schüler von diesen Königen nichts erfahren soll, wozu werden sie dann in diesem Lesebuche besprochen? Für die originelle Anwendung des *ἵστερον πρότερον* werden dann allerlei Ausreden vorgebracht, die nur die Verlegenheit der Verfasser verraten. „Zeus und Hera, Herkules und Theseus, Miltiades und Perikles bleiben in Ehren, aber früher als von ihnen höre der deutsche Knabe von Deutschlands Helden.“ Ja glauben denn die Herren, der Sextaner, sagen wir in der Zeit von 1820 bis 1890, habe nichts von Blücher, dem Erzherzog Karl, Friedrich dem Großen, dem Prinzen Eugen, dem Großen Kurfürsten, den Hohenstaufen, von Heinrich dem Finkler, Karl dem Großen und Hermann dem Cherusker gewußt, weil ihm zuerst die alte Geschichte erzählt wurde, und er vielleicht nebenher noch in Beckers Erzählungen aus der alten Welt oder in Schwabs Sagen des klassischen Altertums las? Oder erfährt man denn erst durch den Geschichtsunterricht, welchem Staate man angehört, welche Verfassung dieser hat, und von wem er regiert wird? Der junge Mensch, der vor der Zeit die Schule verläßt, soll „nicht ohne Kenntnis der vaterländischen Geschichte ins Leben treten.“ Gewiß, aber kann er denn diese nur erlangen, wenn „die Gegenwart vorangestellt“ wird? So scheint es, denn „Kenntnis der Gegenwart reizt zur Erforschung der Vergangenheit an.“ — „Ein richtiges Bild von dem heutigen Berlin

*) Vgl. Grenzboten 1891. Nr. 35: Die Weltgeschichte von hinten.

kann auch der fremde Besucher in sich aufnehmen, welcher von der einstigen Beschaffenheit und von der Entwicklung unserer Hauptstadt gar nichts weiß." — Auch „der Krebs erreicht sehr gut (!) sein Ziel." — „Der Gang des Buches ist einer Wanderung von der Höhe zum Fuße eines Berges vergleichbar u. s. w." Ein Bild immer unglücklicher als das andre. Wir meinen, der Gang des Buches sei viel eher vergleichbar der Eßternacher Springprozession, die sich abwechselnd vorwärts und rückwärts bewegt. Die dritte Abteilung, Lehrstoff für Quarta, bricht allerdings vollständig mit der Krebsgangmethode, behandelt die Geschichte der europäischen Reiche vom Zeitalter der Entdeckungen bis 1871 chronologisch — warum, wenn doch die umgekehrte Richtung die bessere ist? Auch in diesem Teile soll vermutlich wieder vieles überschlagen werden, z. B. die Reformation. Mit welcher Sorgfalt gearbeitet worden ist, zeige eine Stichprobe. In dem Abschnitt „Die Einigung Italiens" heißt es: „Napoleon I. hatte allerdings ein Königreich Italien geschaffen, aber zu diesem gehörte nicht der Süden der apenninischen Halbinsel. Nach dem Wiener Kongreß hatte hier wiederum Österreich den größten Besitz." Hier? Wo? Etwa im Süden? Unrichtig ist die Notiz auf alle Fälle, denn von den rund 5600 Geviertmeilen des damaligen Italiens kam wenig mehr als ein Siebentel auf Venedig und die Lombardei. — Von Freunden litterarischer Kuriositäten wird dies Lehr- und Lesebuch später gewiß einmal gesucht werden, die Schuljugend aber hoffen wir davor bewahrt zu sehen.

Allerlei aus dem Erzgebirge. Das ist der Titel eines soeben bei Hermann Grafer in Annaberg erschienenen hübschen Büchleins von Friedrich Straumer, das eine Reihe von Bildern aus dem Leben des Erzgebirges giebt und dazwischen Erzählungen aus der Vergangenheit des Landes einstreut. Wir meinen, daß das Buch in der Volksschule vortreffliche Dienste leisten müßte. Den Sinn für Ortsgeschichte, für Kulturgeschichte zu wecken und zu bilden, die Reime für die Teilnahme an industriellen und wirtschaftlichen Verhältnissen zu pflegen, für alle diese Dinge, die unserm Unterrichte so not thun und die er lange nicht genug pflegt, würde es jedem verständigen Lehrer eine willkommene Stütze sein. Der Inhalt ist nach den Städten des Erzgebirges geordnet, und Stollberg, Annaberg, Schneeberg, Hartenstein, Chemnitz, Freiberg, Hainichen, Scharfstein und Aue sind mit Bildern aus der Gegenwart oder Geschichten aus alter Zeit vertreten. Der Verfasser erzählt und schildert durchweg lebendig und frisch, oft mit einem leisen Anstrich freundlichen Humors, immer in einfacher, gemeinverständlicher Sprache.

Der an die Spitze gestellte Titel darf übrigens auch auf andre Veröffentlichungen des genannten Verlages bezogen werden. Offenbar nach dem Vorbilde der bekannten Rudolstädter Klänge des Pastors Sommer erscheinen bei Hermann Grafer Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart, von denen vor kurzem das neunte (der Kienig kinnit) und das zehnte Heft (Kleinere Erzählungen und Gedichte) ausgegeben worden sind. Der Humor ist nicht so kräftig, der Wit nicht so schlagend wie in den Rudolstädter Geschichten, aber nicht minder gesund und jedenfalls bezeichnend für den harmlosen, stillzufriedenen Sinn des Erzgebirgers. Schade, daß der Dialekt nicht lautgetreu und auch nicht ganz gleichmäßig gefaßt ist: um der Deutlichkeit willen ist manches den Formen der Schriftsprache genähert worden; ob diese Rücksicht nötig war? Auch die Volkslieder aus dem Erzgebirge, gesammelt und herausgegeben von Dr. Alfred Müller, müssen sich diesen Vorwurf machen lassen, soweit sie überhaupt in der Mundart wiedergegeben sind. Aber der Inhalt dieser Volksliedersammlung (über 300 Lieder für 1,50 M.) ist so köstlich, daß es eine Lust ist, sie von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Da stehen obenan die schlichten Balladen und die einfachen,

aber ergreifenden Liebeslieder, zum großen Teil altes wertvolles Volksgut, längst bekannt, hier nur wieder als noch lebendig im Volke bestätigt; dann folgen frische, kräftige Soldatenlieder, unter denen sich auch Gedichte aus dem siebenziger Krieg finden, die ganz zweifellos aus Soldatenkreisen stammen. Eine große Reihe kecker, mutwilliger Tschumperliedeln — so sagt man im Erzgebirge für Schnadahüpfeln —, vom Freien und von der Ehe — die Ehe findet im Volksliede wenig Gnade, meist wird die verlorne Freiheit beklagt —, vom Tanzen und Trinken, von den verschiedenen Berufsarten, endlich Kinderlieder, Auszählverse und Zählreime der Klöpplerinnen bilden den Schluß. Fürwahr, der wäre zu bedauern, der diesen naiven Erzeugnissen des Volkes keinen Geschmack abgewinnen könnte, der über dem Genuß an dem Duft und der Farbenpracht unsrer Kunstlyrik den Sinn für diese bescheidenen Feldblumen verloren hätte!



An unsre Freunde

Auch diesmal richten wir bei dem bevorstehenden Jahreswechsel an unsre Freunde die dringende Bitte, nach Kräften zur Verbreitung der Grenzboten beizutragen. Wer die Grenzboten regelmäßig liest, dem kann es nicht entgangen sein, wie tief sie im Laufe des letzten Jahrzehnts umgestaltet worden, wie sie immer mehr zu dem geworden (oder wieder geworden!) sind, was man „aktuell“ nennt. Sie haben es freilich werden müssen. Denn immer größer wird die Zahl brennender Fragen auf allen Gebieten des geistigen, des sozialen, des wirtschaftlichen Lebens, die ihrer Lösung harren, immer größer die Zahl derer, die sich an die Grenzboten wenden, wenn sie zur Lösung einer dieser Fragen ein freies, offnes, mutiges Wort zu sagen haben, weil sie wissen, daß sie es hier und nur hier sagen können, in diesen völlig selbständigen, nach allen Richtungen hin unabhängigen Blättern! Unsre Leser stehen sich also selbst im Lichte, wenn sie dulden, daß sich ein großer Leserkreis mit einem einzigen (!) Exemplar begnügt, das Monate braucht, bis es in die letzten Hände kommt. Das ging vor zwanzig, auch noch vor zehn Jahren, wo die Grenzboten mehr eine populärwissenschaftliche Zeitschrift waren, aber es geht heute nicht mehr; heute müssen sie frisch gelesen werden! Aber es giebt ja auch noch mittlere und kleinere Städte in Deutschland, wo sie ganz fehlen, und wo sie doch für die bessern Köpfe ein vorzügliches geistiges Band und ein rechter Sauerkeig werden könnten, wenn sich nur einmal jemand ihrer annehmen und sie empfehlen wollte! Die herannahenden Fest- und Ruhetage werden dazu vielfach Gelegenheit geben, und wir bitten darum.

Der Preis der Grenzboten beträgt für das Vierteljahr 9 Mark. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Leipzig, im Dezember 1891

Verlag und Redaktion der Grenzboten

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.